

(Nachdruck verboten.)

15)

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Acht Lumpige Thaler — seien Sie doch nicht so ungalant!“

„Hol mich der Teufel — hör mit dem Kleid!“ Peter wußte kaum mehr, was er sprach. „Nerwer uf Afszaehlung will ech net, mir sein kein Lumpenpacksack! Hör mit dem Dred! Wat kost de Welt, ech well se zaohlen!“

„Ich werde unserem Geschäftshaus Ordre geben, daß man Ihnen mit wendender Post per Nachnahme das Gewünschte zugehen läßt, Herr Mißfert!“

„Wohl, wohl,“ nickte Peter. Lucia hing an seinem Hals, ganz närrisch vor Freude.

„Es 't waahr, es 't aach wirklich waahr? Kriehn ech dat Kleidche? O Pittchen, ech haon dech e ju liew!“

Das wars, worauf er gewartet hatte. Nun mit ihr allein sein, nun sie herzen und drücken und sich betäuben an ihren Küßchen! Er wollte sie zur Thür ziehen; willig wäre sie mit ihm gegangen, aber der Reisende vertrat ihnen den Weg.

„Das wäre! Ne, Sie dürfen mich nicht hier mutterseelenallein sitzen lassen bei dem abscheulichen Wetter in diesem öden Drecknest! Habe ich Ihnen dafür zu dem Kleid verholfen, schöne Zeih? Kommen Sie, Mißfert, wir trinken ein Schöppchen!“ Er pfiff und sang einen Gassenhauer. „Das Neueste vom Jahr, frisch importiert aus der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Ja, seit wir Siebzig-Einundsiebzig hinter uns haben, haben wir Pli gekriegt. So was kennen Sie hier noch nicht, was?“

„Dat es schien!“ Zeih riß begierig die Augen auf. „Sein Se so gud, noch echs!“

Als er den Gesang wiederholte, sumnte sie mit; sie hatte ein gelehriges Ohr.

Und der Reisende gab Couplet auf Couplet zum besten; sie konnte sich gar nicht satt hören; ihre Augen tanzten förmlich, ihre Lippen bewegten sich, leis murmelnd.

Pittchen hatte den Arm um sie gelegt; der Reisende hatte ihm eingeschenkt, nun wurde auch er fidel.

Der Nachmittag ging schon in den Abend über, die frühe Dämmerung stahl sich ins Fenster, noch früher als sonst durch den finster umzogenen Himmel und die regenschwangere Luft.

Der Krummscheidt brachte schon wieder eine Flasche und zwar nicht vom schlechtesten; das war ein Mosel, der sich süßig trank, aber der's in sich hatte, er lief durch die Adern wie pridelndes, fröhliches Leben.

„Spielen Sie auch Karten, Herr Mißfert?“ fragte der Reisende. Die hübsche Frau fing an ihn zu langweilen; da er doch nicht mit ihr allein war, was mußte ihm da ihre Bewunderung. „Machen wir ein Spielchen!“

Peter dachte an seine paar Kupferpfennige — verflucht, wenn er jetzt Geld hätte! Die Eifeler spielten nicht gern mit ihm, sie schimpften ihn „Hauteler“ (Betrüger), und wenn er gewann, gab's jedesmal Prügelei. Fatal!

Nun hatte er so schöne Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu nutzen, und da mußte er nun kein Geld haben, nicht einmal den niedrigsten Einsatz! Geld, Geld! — Seine Augen funkelten.

Der Reisende warf einen Thaler auf den Tisch. Als hätte er Pittchens Gedanken erraten, sagte er: „Ich pumpe Ihnen. Was spielen wir denn?“

„Sechsmidsechzig. Hä, Wirtschaft, Kaarten! Nicht!“

Peter nickte; die versetzten, vom Schmutz dick gewordenen Karten flogen durch seine Hände, als seien es Rosenblätter. Und dabei wendete er keinen Blick von dem Thalerstück auf dem Tisch, wie ein Magnet zog ihn das runde Silber an — solcher Dinger brauchte er acht! Nein, noch mehr, mehr! Er hatte das Hungerleben satt!

Unwillkürlich, fast wider seinen Willen, streckten sich seine Finger aus, er nahm das Thalerstück in die Hand und betrachtete es.

„So gut wie neu,“ sagte der Reisende, „und ganz echt! Unser Kassierer hat sich mal mit einem falschen anschnieren lassen, das haben wir ihm an die Kasse gemagelt. — Haha!“

Aber nu los; nu wollen wir seh'n, wer mehr Glück in der Liebe hat — Sie oder ich?“ Er sah dreist die junge Frau an und lachte.

Peter lachte auch; ein schlaues und zugleich grimmiges Lächeln verzog seine Lippen.

Sie spielten. Den Reisenden amüsierte es, wie eifrig der arme Teufel bei der Sache war. Sätte man wohl einem hier aus dieser zurückgebliebenen, unfruktivierten Gegend so viel Gewandtheit zugetraut? Und Glück hatte der! Immer bekam er die besten Karten; er gewann.

Zeih sah dem Spiel zu, das heißt, sie blinzelte mit verschlafenen Augen drein, der ungewohnte Weingenuß hatte sie müde gemacht; sie lehnte sich hintenüber an die Wand; Pittchen bemerkte nicht, daß der Reisende unterm Tisch ihr Knie drückte. Sie ließ es sich gefallen, sie rückte ihm näher, ihr Kopf neigte sich immer mehr zur Seite, bis er ihm an die Schulter sank. Sie hatte einen kleinen Knack.

Draußen war es stöckdunkel. Regen klatschte ans Fenster, ein starker Wind hatte sich aufgemacht und heulte mit wilder Stimme. Ungestüm stieß er gegen das Haus, die Läden klapperten, lose Riegel drehten sich kreisend — es war ein seltsames Pfeifen und Nechzen, ein unheimliches Wimmern in der Nacht.

Peter war ganz beim Spiel, auf seinen Backenknochen zirkelten sich rote Flecke ab. Der Reisende schenkte ihm wacker ein, er trank wacker aus; er hatte einen unauslöschlichen Brand in sich, einen Durst, der gar nicht zu stillen war. Schon wurde sein Blick unklar, er sah alles doppelt. — — — Da war das Thalerstück, nicht einmal, nein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, siebenmal! — hundertmal! Hei, die Thaler! Das war schön, wenn die sich so mehrten. Thaler — wie die sich in der Hand fühlten, glatt und rund! Thaler — die klapperten im Sack; herrliche Musik! Thaler — die machten den Knecht zum Herrn, das arme Pittchen zum reichen Peter! Thaler — Thaler — —!

„Ha!“ Er schnalzte mit der Zunge und leckte sich die Lippen; der Gaumen war ihm trocken, sein Schlund war so ausgebrannt wie oben der Krater auf dem Rosenkopf. Mechanisch ergriff er sein schon wieder gefülltes Glas und trank es leer auf einen Zug.

„Glück im Spiel — Unglück in der Liebe,“ lachte der Reisende und legte der verschlafenen Zeih den Arm um die Schultern. „Da, stecken Sie ein, Sie haben ihn gewonnen!“ Er schob den Thaler über den Tisch.

Peter faßte gierig zu und hielt dann das Thalerstück fest in der krampfhaft geschlossenen Faust. Er achtete es nicht, daß der Herr jetzt die Zeih küßte; all seine Sinne, sein ganzes Denken waren bei dem runden Silber. Es blinkte überall, auf dem Tisch, auf dem Boden, an den Wänden, es füllte den Raum von der Diele bis zur Decke.

„Tha—ler“, lachte er.

„Ehr—lich — ge—won—nen!“ Jede Silbe kam zwischen einem Schlucken, der Reisende war auch nicht mehr ganz nüchtern.

„Mei — mei Kleid,“ stammelte die Zeih.

Es wurde still in der Schenkstube, das Spiel hatte ein Ende.

Der Reisende hielt die Zeih im Arm; sie staunte mit starr aufgerissenen Augen, in stummer Bewunderung, seine dicke goldne Talmikette und die falsche Brillantnadel in seinem Schlips an.

Peter saß am Tisch in seiner beliebten Stellung, beide Ellbogen aufgestützt, den Kopf zwischen die Hände geklemmt und stierte vor sich hin. In seiner Brusttasche brannte der Thaler, durch Rock und Hemd durch fühlte er ihn, bis auf die bloße Haut.

Da schlortte was draußen an der Thür; nun wurde sie geöffnet, die alte Schneiderin wankte herein. Ein großes Tuch hatte sie über den Kopf gezogen, gebündelt, wie eine lichtschene Gule guckte sie darunter hervor.

„Was ist denn das für ein Hühelweib? Haha, nur herein, Hühelweibchen,“ schrie der Reisende.

Träumte der Peter, oder war er wach? Wie hinter einer dicken Mauer, die den Schall dämpft, hörte er die Alte sprechen. Horch! Sagte sie nicht, das Wäbb wäre tot und der Peter Mißfert solle kommen, den Sarg zunageln? — — —

Geulen und Würfeln draußen in der Nacht, gellende Schreie, Hülserufe!

Er fuhr auf aus seinem Duse!, die scharfe Stimme der Alten zeterte nach dem Krummscheidt, und als dieser kam, verlangte sie Brantwein, ein halbes Maßchen.

„Dat Babb es schwach gesaal (ohnmächtig geworden), etweil moß et ebbes Herzliches einholen.“ Sie kostete und leckte sich dann schmatzend die Lippen. „Do werd et schuns noch ehs ugerappelt gann! Ah —!“

„Meint er aach ebbes ommer de Raos,“ riet der Wirt.

„Sauft hän net ommerwegs aus,“ schrie Peter. Er wurde plötzlich so wütend, daß er Miene machte, sich auf die Schneidersch zu stürzen. „Wat hat Eich dat arm Dier gedahn, dat Ihr et krepriere laoft, Iao himmen im Stall — hä?“ Er rüttelte sie. „Wuh es de Weis-Fra, hä? Dau schandluse alde knaschtige (geizige) Her!“ Seine Hand hob sich zum Schlag, die Alte wich aus, daß Maßchen wackelte, kippte über, der Brantwein floß auf die Diele.

Kreischend und schimpfend fauerte sich die Schneidersch nieder und stufte mit dem Finger den köstlichen Fusel auf; sie leckte und schleckte, am liebsten hätte sie die Diele mit der Zunge aufgewischt.

Der Reisende wand sich vor Lachen — war dieses arme Volk urdrollig! Er lachte Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

Rosmersholm.

(Freie Volksbühne.)

In dem Artikel, in dem wir Ibsens letztes Drama anzeigten, sprachen wir von einem „alten Ibsenproblem“. Wir sahen das Problem in dem Kontrast, in dem zwei menschliche Typen zu einander stehen. Die einen gehen ihrem Glück in die Arme, auch wenn sie über Leiden steigen müssen; die andern strecken schufstichtig die Arme aus, aber das Verbrechen hält sie zurück. So macht Gewissen Feige aus uns allen, sagt Hamlet, der auf Ibsens Beschäftigung mit diesen Problemen am Ende nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Dieses alte Ibsen-Problem nun hat in „Rosmersholm“ Gestalt gewonnen. Es spielt in viele, in sehr viele Dichtungen des geistesreichen Norwegers hinein. In „Rosmersholm“ aber hat es seine sozusagen klassische Form gefunden. Es ist hier das Problem der Dichtung, nicht eines unter manchen andern.

Die Familie Rosmer auf Rosmersholm ist eine alte, vornehme Familie. Seit einigen Jahrhunderten war sie für die ganze Gegend der Inbegriff aller gesellschaftlichen Tugend und Kraft. Die Rosmers thaten nie etwas, was gegen die herrschende Moral verstieß. Sie waren Offiziere, staatliche Würdenträger oder Geistliche und sie wußten, was sie ihrer exponierten Stellung schuldig waren. Das Gefühl der Verantwortung war seit Generationen in ihnen großgezogen und beherrschte sie ganz. Die frohen Götter der Lebensfreude hatten Rosmersholm seit langem verlassen. Der Gottesdienst der Freude war gestorben und statt dessen verehrte man streng und unerbittlich ein düsteres Wort: die Pflicht.

Die Pflicht, die bald „Ehre der Familie“, bald „Wohl des Staates“, bald „Ansehen der Kirche“ hieß, schlang alles hinab. Die Töchter auf Rosmersholm lernten die Liebe nie kennen, denn sie heirateten den, den das Oberhaupt der Familie für sie auserlesen hatte. Das war ihnen im Laufe der Zeit so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie gar keine Leidenschaft mehr kannten. Treue und Gehorsam und strenge Korrektheit waren an ihre Stelle getreten. Die Söhne auf Rosmersholm hatten die Freiheit verlernt, wie die Töchter das Glück. Sobald sie auf der Welt vorhanden waren, war auch ihr Lebenslauf bestimmt. Sie wurden in der Ehrfurcht vor den „positiven Mächten“ im Staatsleben erzogen und wenn sie erwachsen waren, bekleideten sie ein einflussreiches Amt. Seit Menschengedenken war es so gewesen und im ganzen Lande konnte sich niemand auch nur vorstellen, daß es jemals anders kommen könnte.

Auf Rosmersholm wohnte augenblicklich Johannes Rosmer. Er war — nach dem Willen und auf Geheiß seines Vaters — Prediger geworden und seine Frau Beate hatte er nicht aus Leidenschaft geheiratet (das Wort-klang in den alten Zimmern von Rosmersholm fast wie Unstimmigkeit) — er hatte sie geheiratet, weil sie eine Dame war, die in jeder Beziehung zu Rosmer stimmte. Die Ehe war zu Beginn insofern glücklich, als sie geordnet war. Ordnung war ja schließlich das einzige Glück, das man auf Rosmersholm noch kannte. Dann aber trat ein verstimmendes Moment hinzu. Es stellte sich nämlich heraus, daß Beate Rosmer kinderlos bleiben mußte. . . . Das traf den Prediger tief, wenn er auch als wohlzogener Gentleman seinem Stummer keine Worte ließ. Der Familiensinn, der systematisch in ihm großgezogen war, der ihn nicht nur auszeichnete, sondern ihn im Grunde überhaupt ausmachte, war tödlich getroffen. Das konnte verschwiegen werden, aber verwunden wurde es nicht. Die Ehe begann zu kranken.

Um diese Zeit war es, daß Rebekka West auf Rosmersholm ihren Einzug hielt. Rebekka West auf Rosmersholm — es war, als ob eine landstreichende Zigeunerin in ein altes Pfarrhaus verpflanzt werden sollte. Rebekka war nämlich in einer Weise eine Zigeunerin. Sie war es insofern, als ihr Leben sich außerhalb aller gesellschaftlichen Regel abgespielt hatte. Ihre Geburt war die Folge eines Ehebruchs. Ihre Mutter war durch ihren Beruf häufiger mit dem Distriktsarzt zusammengekommen und hatte mit ihm ihren Mann betrogen. Die Frucht des Betrugs war Rebekka West. Als ihre Eltern starben, nahm der Arzt, der ihr natürlicher Vater war, sie zu sich. Oben in Finnmarken wohnte sie bei ihm und pflegte ihn bis an sein Ende. Der Arzt war ein intelligenter Mann, der die Fortschritte der Naturwissenschaften und der modernen Wissenschaft überhaupt mitgeföhlt und miterlebt hatte. In der Einsamkeit Finnmarkens wurde Rebekka seine Schülerin. Die Fesseln, die ihrem Geist von der Schule und der konventionellen Moral angelegt worden waren, wurden gesprengt. Rebekka sah das Leben mit neuen Augen an, mit den Augen einer Persönlichkeit, die bewußt und ohne Furcht nach eigenem Sinn ihr eigenes Schicksal ordnen will.

So sah Rebekka aus, als sie auf Rosmersholm ihren Einzug hielt. War es ein Wunder, daß Johannes Rosmer Eindruck auf sie machte? Er schleppte sich gedrückt einher, gebeugt durch eine unglückliche Ehe. Er lebte gar nicht sein Leben, sondern das Leben der Familie Rosmer. In ihm war kein eigener Wille thätig, nur der Wille seines verstorbenen Vaters, der noch über das Grab hinaus wirkte. Der Mann war eine wandelnde Leiche, war es immer gewesen; er hatte nie gelebt.

Und doch — das sah Rebekka — war er eine reiche Natur, die in verschwenderischer Fülle Glücksmöglichkeiten in sich barg. Rebekka sah das und gleichzeitig erwachte in ihr das Verlangen, das unstillbare sinnliche Verlangen nach Johannes Rosmer. Wie ein bleicher Schatten stand Beate zwischen ihnen, aber Rebekka hatte keine Furcht vor Schatten. Hier mußte zwischen zwei Leben gewählt werden: zwischen Beate und Johannes, zwischen einer bleichen, krankelnden Frau und einem Mann, der noch aufstehen konnte, wenn er die Freiheit kennen lernte. Zudem kam ihr eigenes Glück in Frage. Stand das jenseits eines Verbrechens — wofür! Der Mensch kam seine Ziele wählen, seine Wege nicht. Wohl regten sich warnende Stimmen in ihr, aber übermächtig lodte das Glück.

In Rebekka West hat Ibsen mit genialem Tiefblick die diabolische Verschlagenheit der weiblichen Verbrecherin geschildert. Mit so feinen und doch so sicheren Mitteln hätte kein Mann zu töten gewußt. Ja, auch eine Frau konnte mit diesen Mitteln nur eine andere Frau töten, die zugleich ihre Nebenbuhlerin war. Rebekka West umstrickte zunächst die schwache Beate mit Liebenswürdigkeit und wußte bald die herrschende Macht im Hause zu werden. Als sie es war, und als bereits Freundschaft zwischen ihr und Johannes bestand, wechselte sie die Taktik. Sie spielte Beate medizinische Bücher in die Hände, in denen unbarmherzig über die Frau der Stab gebrochert wurde, die kinderlos bleiben muß. Dann suggerierte sie ihr, daß Johannes unter ihrer Kinderlosigkeit zu Grunde ging und schließlich machte sie ihr kein Hehl daraus, daß Johannes Rosmer im Begriff sei, ein Abtrünniger zu werden. Als Beate aber immer noch nicht weichen wollte, griff sie zu schärferen Mitteln. Sie sagte ihr, daß sie nur bald, sehr bald Rosmersholm verlassen müsse, wohlgemerkt: verlassen müsse, wenn kein Skandal entstehen sollte. Sie ließ also einen unerlaubten Verkehr mit Johannes durchbilden, und das gab — wie sie erwartet hatte — der kranken Beate den Rest. Ihr Geist verwirrte sich und sie suchte den Tod im Mühlbach.

Rebekka aber wurde ihres Verbrechens nicht froh. Man lebt nicht ungekränkt auf Rosmersholm und in Gemeinschaft mit Johannes Rosmer. Als sie schließlich an die Stelle Beates treten soll, vermag sie's nicht. Ihre sinnliche Stärke ist durch sittliche Bedenken gebrochen. Der Verkehr mit dem Prediger hat ihre rücksichtslose Natur geadelt. Sie kommt mit dem Bewußtsein ihres Verbrechens nicht mehr glücklich sein und auch Johannes, dem sie ihre Geschichte erzählt, vermag es nicht. Beide sind der Situation nicht mehr mächtig, die sie selbst geschaffen haben. Sie sind dem Leben gegenüber bankrott und so gehen sie gemeinsam den Weg, den auch Beate ging.

Die seltsame Frau hat sie geholt, meint die alte Haushälterin auf Rosmersholm.

Die Aufführung im Lessing-Theater bot einen guten Rektor Kroll, einen guten Mril Brendel, einen guten Mortensgaard, einen leidlichen, etwas altmodischen Rosmer und eine unleidliche Rebekka West. Es muß indessen erwähnt werden, daß die Darstellerin der Rebekka an ihrer eignen Leistung unschuldig war. Weil Rosa Bertens auf der SeceSSIONsbühne auftreten mußte, hatte sie als Notbehelf einpringen müssen. Die Frage ist nur: Warum mußte Frau Bertens die Freie Volksbühne im Stich lassen, um sich an einem Experiment der SeceSSIONsbühne zu beteiligen? U. A. v. g. —

Erich Schlaikjer.

Meines Feuilleton.

— John Ruskin, der am Sonnabend auf seinem Landsitz Brantwood bei Coniston (Lancashire) gestorben ist, hat auf das kunststehen Englands in den fünfziger und sechziger Jahren einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt. Er hat ein Alter von über 80 Jahren erreicht. In den letzten Jahren hatte er sich infolge eines schweren

Leidens von der Oeffentlichkeit zurückgezogen. Sein Wirken ist eng verknüpft mit der Geschichte der Präraffaeliten, deren Auftreten in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre einen völligen Umschwung in der englischen Kunst herbeiführte. Ruskin hatte ursprünglich selbst Maler werden wollen, wandte sich aber dann schon früh der litterarisch-kritischen Thätigkeit zu; seine Laufbahn als Kritiker begann er mit einer Schrift, in der er den großen Landschaftsmaler Turner verteidigte. In einem großen fünfbandigen Werke „Moderne Maler“ und in kritischen Briefen an die Londoner „Times“ trat er für die neuen Anschauungen der jungen Maler ein. Er war der Vorkämpfer der Präraffaeliten, er hat sie verteidigt, und in seinen Schriften zu einem ästhetischen System zusammengefaßt, was in den Werken der jungen „Bruderschaft“ nach Ausdruck rang. Dante Gabriel Rossetti hatte diese im Verein mit Millais, Madox Brown, Holman Hunt, später Burne Jones u. a. begründet. An die Stelle der konventionellen akademischen Manier, in die auch in England die Malerei in der Nachahmung der Venetianer und Niederländer verfallen war, wollten sie strengste Einfachheit, Innigkeit des Ausdrucks und Wahrheit vor allem setzen. Das schien ihnen nicht möglich im Anschluß an die Kunst der Hochrenaissance, sie wollten bei der ringenden Kunst vor Raffael einsetzen, um von ihr aus eine neue Kunst zu entwickeln. Mit einem Realismus folgten sie ihrem Ideal, daß sie die strenge Forderung der Wahrschaffigkeit im Kunstwerk nicht anders erfüllen zu können glaubten als durch eine peinlich getreue Anlehnung an die Natur. Nicht ein Zug der Natur, kein Grashalm, keine Blume auf der Wiese, die sie darstellten, erschien ihnen zu gering, als daß sie sich nicht bemüht hätten, sie in das Bild mit hinüber zu nehmen. Und für diese Ideale kämpfte Ruskin mit der ganzen Macht seiner glänzenden Stilistik, als ein fanatischer Parteigänger, der vor keiner Konsequenz, die ihm durch sein Ideal geboten schien, zurückschreckte. Er hat die den jungen Künstlern zunächst schroff feindliche Stimmung des Publikums besiegt und ihnen zum Siege verholfen. Noch heute steht die englische Kunst stark unter dem Einfluß der Ideen, die in jenen Jahren entwickelt wurden. Ruskin war auch einer der ersten Schriftsteller in England, welche die wirtschaftliche Bedeutung einer großen Kunstproduktion erkannten. Er hat dieses Thema in seinem 1857 erschienenen Buche „Die politische Oekonomie der Kunst“ behandelt. Ruskin hielt auch populäre Vorträge zur Verbreitung des Verständnisses für die Kunst im englischen Volke. Im Jahre 1867 wurde er zum Professor der Kunstwissenschaften an der Universität Oxford ernannt; von dieser Stelle zog er sich 1884 seiner geschwächten Gesundheit wegen zurück. —

Musik.

„Sie lebt“ — „sie lebt nicht“ — „sie lebt“ — „sie lebt nicht“ — „sie lebt!“ In dieser Weise geht es seit Jahren um die Operette zu. Die großen Namen dieses Kompositionsgebietes sind einer nach dem andern dahingegangen; einige Lebende werden gern gehört, aber von vielen doch nicht recht als vollwertige Nachfolger anerkannt. Auf dem „kaiserlichen Boden“, in Wien, sind sowohl die Todesklagen als auch die Verwahrungen gegen sie besonders üppig; jene im Anschluß an das Hinscheiden der Großen, diese mit dem Hinweis auf Lebende. Unter diesen ist es wohl Richard Heuberger, auf den die meisten Hoffnungen gesetzt werden; vielleicht ist ebenfalls er es, dem vorzugsweise die mausföhlischen Witze von Wiener Blättern über die Unoriginalität der gegenwärtigen Operettenkomponisten gelten. Heuberger (geb. 1850), in früheren Jahren als Divertent, in späteren als Musikreferent von ziemlich konservativer Richtung thätig, im übrigen als Komponist von Chorwerken und anderem, selbst von einigen Opern bekannt, ist in jüngster Zeit mit zwei Operetten hervorgetreten: im Jahr 1898 kam „Der Opernball“ und im Jahr 1899 („quert 28. Januar im „Theater an der Wien“) „Ihre Exzellenz“.

In Berlin hat sich das „Central-Theater“ seit Jahren nach dem Mangel eines echten Operetten-Theaters bemüht. Anscheinend trotz aller günstigen Wirkungen nicht mit dem genügenden irdischen Erfolg: im vorigen Jahr hieß es, Direktor Ferenzy wolle diese Last nicht länger tragen, wolle sein Operettenpersonal entlassen und sich der Pötte und dergleichen widmen. Nun ist es ihm aber dennoch — vielleicht durch die Zugkraft der „Veischa“ — möglich geworden, bei der Stange zu bleiben; und am Sonntagabend führte er Heuberger's letztes Operette zum erstenmal dem hiesigen Publikum vor. Allerdings mit mehreren Änderungen. Der Titel lautet jetzt: „Die Kleine Exzellenz“ — wie ich höre der zierlichen Vertreterin der Titelfigur zuliebe; im Text sind manche Gesänge geändert (beispielsweise, wenn ich nicht irre, der lange Vortrag der Fürstin im ersten Akt in ein knapps Lied „Kleines, Kleines Schiffschen“) und dem Dialog ein breiterer Raum zugeteilt, anscheinend auch auf Kosten der melodramatischen Partien, die doch sonst zur Eigenart dieses Werkes gerechnet werden dürfen.

Die „Dichtung“ geht auf ein vridelndes Werk zweier Franzosen, „Miniché“, zurück und stammt von zwei in dieser Thätigkeit bewährten Wienern: Léon und Waldberg. Sie ist ein Operettenlibretto altbekannter Art; ob nun das Verdienst, der Musik gut vorgearbeitet zu haben, größer oder geringer, das Gewebe der Verwicklungen und Däpierungen geschickter und weniger geschickt, die Diktion mehr oder minder trivial ist als sonst, braucht uns nicht eben sehr bekümmern. Und zur Kenntnis der „Handlung“ dürfte die Notiz genügen, daß die verschuldete Tänzerin und Lebenskünstlerin Niniche einen reichen Fürsten geheiratet hat und inlimer

Briefe halber in ihr gepfundenes einfaches Heim zurückkehrt, wo denn das nabegelegene — will sagen: fernliegende Durcheinander beginnt.

Was nun solvoche die Musik selber als auch das von ihr und dem Text gebildete Gesamtwerk betrifft, so läßt sich die erwartungsvolle Frage, ob nun die Kunstgattung der Operette einen Fortschritt gefunden hat, ebenso schlechtweg verneinen, wie die Frage, ob wenigstens eine vorläufige Fristverlängerung der alten Operette hergestellt ist, schlechtweg bejahen. Es handelt sich um ein Epigonenwerk im eigentlichen Sinn des Wortes. Daß man fortwährend das Gefühl hat, Bekanntes zu hören, wäre noch nicht so schlimm, da ja dieses Bekannte — die tanzartige musikalische Lyrik Wiens — einer steten Fortsetzung der Bekanntschaft würdig ist. Aber, daß die Musik das einer solchen Fortsetzung nicht würdige Bekannte fortgesetzt hat, das verdient entschiedenen Protest. Ich meine: auch diesmal ist das gefamte Werk ein geschicktes Arrangement zu Gunsten einzelner, großenteils poffenhafter Situationen und zahlreicher coupletartiger Musikstücke. Von einem Hineinarbeiten der Töne ins Dramatische ist so gut wie gänzlich abgesehen; mag vorgehen, was will, die Musik läßt sich in der Hauptsache nicht aus der Fassung, aus dem gemittlichen Hin- und Herwiegen bringen.

Nur aber die andre Seite! In diesem Hin- und Herjagen ist eine Anmut, eine Grazie, eine Lieblichkeit, eine Lebensfreude enthalten, wie sie wohl auf anderem deutschen Boden als dem Wienerischen schwerlich gedeiht. Sie läßt denn auch auf einen mehr bloßen Unterhaltungserfolg hoffen. Und in der ersten Hälfte des zweiten Aktes, in der die Niniche ihre Erinnerungen an das Einst genießt, erhebt sich diese Eigentümlichkeit, unterstützt durch eine glänzende Ausstattung, zu einem Laumel von Lust und Lebensrausch. Hier feierte auch die echte Soubrettenkunst der Darstellerin Mia Werber, der excellenten Kleinen, prächtige Triumphe . . . „Champagnerduft“, beaufschlagend, legt sich um Kopf und Sinn . . .

Daß auch die übrigen Darsteller voll Eifer und Erfolg wirkten, bedarf nicht erst der Versicherung. Nur daß ein Zug des Gemachten durch das meiste ging, ein künstliches Streben, die Leichtfertigkeit der Musik auch im Spielen und Singen zu erreichen, konnte doch nicht verborgen bleiben. Wenn wir aber keine weiteren Namen nennen, keine Einzelurteile über diese und jene Leistungen bringen, so sei damit gesagt, daß alles in allem die Gesamtheit der Darbietungen verdienstvoll war. Am Premieren-Erfolg hat es denn auch nicht gefehlt, und so wird wohl die Zeit bis zu der nächsten Gelegenheit eines Vorwärtsbringens der so vielberufenen Operettenkunst wenigstens leidlich ausgefüllt sein. —

Physiologisches.

— Ueber die Zirbeldrüse wird der „Leipziger Zeitung“ geschrieben: Ein Organ des menschlichen Körpers, das von Laien kaum gekannt ist und von den Aerzten seit den ältesten Zeiten stets gering geschätzt wurde, ist die sogen. Zirbeldrüse. Ihr lateinischer Name, Glandula pinealis, ist nach ihrer taunenzapfenartigen Gestalt gebildet. Pinus heißt nämlich Tanne. Dieses eigenartige Gebilde besteht aus grauer Hirnmasse und ist ein rätselhaftes Anhängel des Gehirns. Es liegt auf der unteren Fläche des Großhirns in dem sog. Kückenfattel zwischen den beiden Schenkeln der aus dem Vierhügel aus tretenden Sehnervenstämmen. Mittels eines feinen, kurzen Stieles ist das winzige Organ an seiner Unterlage befestigt. Ueber Zweck und Bedeutung dieses Organs haben sich die Jünger Aesculaps viel Kopfzerbrechen gemacht. Eine Drüse im eigenartigen Sinne ist es nicht, da sie weder drüsigen Bau noch einen Ausführungsgang hat. Sie kann also kein Produkt erzeugen und absondern, wie es die Leber, die Bauchspeicheldrüse u. a. thun. Descartes vermutete in der Zirbeldrüse, als dem einzigen unpaaren Organ des Gehirns, den Sitz der Seele; aber Philosophie und Psychologie sind über diese Hypothese sehr bald zur Tagesordnung übergegangen. Heute lächelt man darüber. Die Physiologen haben das Organ lange Zeit zur Gruppe der sogenannten Blutgefäßdrüsen gezählt, die den Mangel eines spezifischen Drüsengewebes gemein haben (Milz, Nebenniere, Thymusdrüse, Schilddrüse). Diese Reihe hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten fast vollständig aufgelöst, nachdem die moderne experimentelle Physiologie fast bei jedem dieser scheinbar unwesentlichen Organe eine Funktion derselben entdeckt hat. Ja, einzelnen dieser Drüsen scheint eine lebenswichtige Aufgabe zuzufallen. Nachdem das Dunkel über die Leistungen der Milz, Schilddrüse und Nebennieren sich gelichtet, fängt es auch hinsichtlich der Zirbeldrüse jetzt an zu dämmern. Auch dieses winzige Organ scheint keineswegs bedeutungslos zu sein, sondern gleich seinen ungleichartigen Verwandten eine Rolle im Körperhaushalt, im Stoffwechsel zu spielen. In welcher Weise oder Richtung, ist freilich noch gänzlich unbekannt. Man hat bisher nur bei einigen auffälligen Erkrankungen des Gesamtorganismus, die erst in neuerer Zeit kennen gelernt oder genauer studiert worden sind, Veränderungen an der Zirbeldrüse festgestellt, die nach logischer Schlussfolgerung jene Erkrankungen hervorgerufen haben können. Man hat nämlich bei Personen, die an Akromegalie (krankhafter Riesenwuchs) oder an Myxödem (Schleimsucht) gestorben sind, Geschwülste der Zirbeldrüse gefunden und zwar zumeist in auffälligen Gegenlag zu der Schrumpfung der Schilddrüse, so daß augenscheinlich Beziehungen zwischen diesen beiden Organen bestehen. Das Myxödem ist als die Folge einer Erkrankung der Schilddrüse sicher nachgewiesen. Man hat anfangs geglaubt, daß die Akromegalie in dem gleichen Verhältnis zur Zirbeldrüse stehe. Indessen so einfach scheinen die Dinge doch

nicht zu liegen, und es wird jedenfalls noch vieler Arbeit bedürfen, ehe hier Aufklärung erzielt sein wird. —

Physikalisches.

— Daß das Pfeifen in einem luftverdichteten Raum erschwert ist und von einer gewissen Grenze der Verdichtung an unmöglich werde, wußte man schon lange; eine ausreichende Erklärung war aber, obgleich sich in letzter Zeit mehrere Forscher mit dieser Erfahrung beschäftigt haben, noch nicht gegeben. A. Loelwy und N. du Bois-Reymond haben nun, wie der „Globe“ berichtet, auf experimentellem Wege die Frage aufzuklären gesucht. Zu dem pneumatischen Kabinett des jüdischen Krankenhauses zu Berlin, welches Drude bis zu zwei Atmosphären herzustellen gestattet, haben sie an verschiedenen Pfeifen den Druck festzustellen gesucht, mit welchem die Pfeife angeblasen werden muß, damit sie in dem luftverdichteten Raum einen Ton gebe, und zwar bestimmten sie jedesmal den kleinsten Druck, der hierfür erforderlich ist, indem sie einerseits von zu schwachen, andererseits von zu starken Drucken ausgingen. Hierbei ergab sich ein gesetzmäßiges Verhalten: in allen Fällen, bei Lippen- wie bei Zungenpfeifen, mußte bei doppeltem Atmosphären-Druck der zur Erzeugung des Tones notwendige Ueberdruck doppelt so stark sein, woraus sich ergibt, daß das Maßgebende für das Ansprechen der Pfeife die Geschwindigkeit ist, mit der die Luft durch die Pfeife bringt. Da nun die Bedingungen für die Tonerzeugung im menschlichen Kehlkopf dieselben sind wie in den Pfeifen, so muß auch, wenn in verdichteter Luft ein pfeifender Ton erzeugt werden soll, die Luft mit entsprechend höherem Druck aus der Lunge ausgepreßt werden. Zu dieser stärkeren Anstrengung der Ausatemungsmuskeln kommt noch eine weitere Schwierigkeit, daß die Zusammenziehung der Lippenmuskeln eine dem Ausatemungsdruck entsprechende sein und das richtige Verhältnis zwischen der erhöhten Tätigkeit der beiden Muskelgruppen, der Ausatemungs- und der Lippenmuskeln, erst erlernt werden muß. Diese beiden Umstände dürften die Schwierigkeit des Pfeifens in verdichteter Luft ausreichend erklären. —

Technisches.

ss. Eine Petroleumleitung von über 200 Kilometer Länge wird demnächst ihrer Bestimmung übergeben werden. Sie soll die berühmte Petroleumstadt Baku mit dem wichtigen Ausfuhrhafen Batum am Schwarzen Meer verbinden und die Erdöl-Ausfuhr aus dem abgeschlossenen Becken des Kaspiischen Meeres fördern, da die zwischen Baku und Batum bestehende Transkaukasische Eisenbahn den Transport nicht zu bewältigen vermag. Es handelt sich dabei um ein ebenso großartiges wie durchaus neues Projekt, von dessen Ausführung „Dinglers Polytechnisches Journal“ eine genauere Beschreibung bringt. Schon Ende der achtziger Jahre stellte es sich heraus, daß die Leistungsfähigkeit der Transkaukasischen Eisenbahn mit dem Wachstum der Petroleumproduktion im Gebiet von Baku nicht Schritt zu halten vermochte. Damals tauchte daher der Plan auf, zwischen Baku und Batum eine Rohrleitung für Naphta oder Petroleum zu legen, und nach vielfachen Erwägungen entschied man sich für eine Petroleumleitung, deren Ausführung dem technischen Leiter der Transkaukasischen Eisenbahn, Ingenieur Wendenejew, übertragen wurde. Die Kosten übernahm die russische Regierung, und die Arbeiten konnten im Sommer 1897 begonnen werden. Die Leitung geht von Michailowo aus und verläuft mit Zwischenstationen in Sjamtrebi und Sjuspa bis Batum, die Gesamtlänge beträgt 216 Werst oder etwas über 200 Kilometer, also fast so weit wie die Entfernung zwischen Berlin und Hamburg in der Luftlinie. Eine Verlängerung bis Ag-Taglia ist in Aussicht genommen, aber wegen großer Terrainschwierigkeiten noch nicht zur Ausführung gekommen. Die Leitung soll die Fähigkeit erhalten, jährlich 60 Millionen Pud oder 980 Millionen Liter Petroleum zu befördern. Für die Berechnung wurde angenommen, daß die Leitung in jedem Monat nur während 28 Tagen im Betrieb sein würde, so daß an jedem Tage rund 3 1/2 Millionen Liter hindurchfließen müßten. Um den nötigen Druck herzustellen, sind in Michailowo, Sjamtrebi und Sjuspa Pumpstationen angelegt worden, deren Wirkung auf der ersten Strecke zwischen Michailowo und Sjamtrebi durch ein bedeutendes natürliches Gefälle erleichtert wird. Die Röhren haben einen inneren Durchmesser von 8 Zoll erhalten. Zur Beförderung der verlangten Menge von Petroleum ist ein Druck notwendig, der bei Michailowo 47 Atmosphären und bei den späteren Stationen 40 Atmosphären betragen muß. Da Petroleum wahrscheinlich noch etwas leichter durch eine Leitung fließt als Wasser, so wird die Leistungsfähigkeit wohl noch größer sein, als es in der Berechnung angenommen ist. Die erforderlichen Eisenröhren sind ausschließlich bei russischen Werken bestellt worden, sie müssen bei der Prüfung einen Druck von 120 Atmosphären aushalten. Zunächst entsprachen die Lieferungen nicht den Ansprüchen und man hat lange hin und her probieren müssen, ehe man die richtige Art der Rohrlegung gefunden hatte, wobei ein Becken ausgeschloffen war. Die Leitung folgt auf der ganzen Strecke dem Verlauf der Eisenbahn, in deren Damm die Röhren gelegt wurden und zwar etwa einen Fuß unter der Oberfläche. Bei der Ueberschreitung von Brücken wurde die Leitung entweder neben der Brücke oder auf deren Wölbungselag überführt. Im Fall daß einmal durch irgend welche Natureinflüsse eine Unterbrechung oder Verstopfung der Leitung erfolgen sollte, wurden in den Röhren in Abständen von 2 bis 4 Kilometer Ventile angebracht.

Die Beaufsichtigung der Leitung wird den gewöhnlichen Bahnwärtern übertragen werden. Die Pumpen sind aus den Vereinigten Staaten geliefert worden. In Michailowo werden gegenwärtig drei große Behälter für je 2 Millionen Liter Petroleum gebaut, und auch die Zwischenstationen sollen je drei ebenso große Reservoirs erhalten. Der interessanteste Teil der Anlage wird sich an der Endstation in Batum befinden, wo zunächst elf Behälter für eine Gesamtmenge von 25 Millionen Liter geschaffen werden. Von der Station aus gehen 2 achtzöllige Rohrleitungen nach der Mole und weitere Zweigleitungen nach den einzelnen Fabriken. Durch die ersteren Leitungen kann das Petroleum direkt in die Tankschiffe gefüllt werden, die Füllung eines Schiffes von 4000 Tonnen würde in weniger als 10 Stunden geschehen. Nachdem seit Beginn der Arbeiten im Jahre 1897 das erste Jahr mit Versuchen hingegangen war, dürfte die Leitung gegenwärtig ziemlich fertig sein, ebenso die Kessel- und Pumphäuser. Der Betrieb sollte noch im Laufe dieses Winters beginnen. Eine technische Schwierigkeit besteht vorläufig noch darin, daß in die Leitung nur Petroleum von gleicher Qualität eingeführt werden darf, da in anderem Fall durch die Vermischung ein minderwertiges Gesamtprodukt entstehen würde. —

Humoristisches.

— Wichtiges Ereignis. „Weißt Du noch, wie der Storch mich brachte, Ramachen.“
 „Gewiß, mein Kind!“
 „Erstiet darüber keine Ansichtskarte?“ —

— Allgemeiner Freudentag. Fremder: „Warum sind heute denn hier so viele Häuser besetzt?“
 Einheimischer: „Der Graf Pumpheimer heiratet heut eine reiche Erbin und da haben seine Gläubiger Zahnen herausgestedt.“ —

— Bilmersdorf will Stadt werden. Der Dorfschulze (seine Rede schließend): „Und nun frage ich, wer was dagegen hat: Erst will mer 's Dorf, nachher will mer 'ne Stadt!“
 („Luft. Bl.“)

Notizen.

— Die „Secessionsbühne“ führte am Sonntag in einer Matinee im Neuen Theater Gabriele d'Annunzios Tragödie „Die Gioconda“ auf. Ueber das Stück selbst ist von uns bereits in einem Feuilleton berichtet worden. In der Aufführung erzielte es bei dem zahlreichen Publikum nach dem zweiten Akt stärkeren Beifall; gegen den Schluß hin schien die Wirkung nachzulassen. —

— Im Berliner Opernhause wurde am Sonntag das Publikum beim Betreten des Hauses durch grüne Zettel überrascht, die für die bevorstehende „Lohengrin“-Aufführung nicht weniger als vier Rollenumbesetzungen anzeigten. Die eigentlich bestimmten Darsteller hatten wegen Krankheit abgesagt. —

— Das Berliner Theater geht, wie das „Berl. Fremdbl.“ in Erfahrung gebracht haben will, nach Ablauf des Kontraktes mit dem jetzt bestehenden Konfession, also in zwei Jahren, in den Besitz der Aktiengesellschaft Siemens u. Halske über, die das Gebäude niederreißen und auf dem Terrain Fabrikgebäude errichten lassen will. —

— Im Victoria-Theater findet am Donnerstag die Erstaufführung der Ausstattungssposse „Berliner Wilder“ von Benno Jacobson mit der Musik von Franz Wagner statt. —

— Im Bronzesaal des Berliner Antiquariums ist seit einigen Tagen eine neue wertvolle Erwerbung ausgestellt. Es ist eine etwa 25 Centimeter im Durchmesser gehaltene flache Schale aus dunkelbronzeblech, von schönster blauer Patina überzogen, wie man sie nur sehr selten findet. In der Mitte der Schale ist eine knopfförmige Erhöhung von unten herausgetrieben, ein sogenannter Omphalos, welcher den Zweck hatte, das Ausgleiten der Schale zu verhindern, wenn man sie beim Spenden auf der flachen Hand trug. Den Mittelfinger der rechten, unter die Schale gelegten Hand steckte man in das Innere dieses Knopfes. Die jetzt erwerbene bronzenne Opferchale ist bisher das einzige Exemplar ihrer Gattung. Durch sorgfältige Treibarbeit ist ein Wulstornament in großem Maßstabe rings um das Mund der Schale hervorgebracht. —

— „Fata Morgana“, symphonische Dichtung von Karl Gley, wurde in Kassel unter Leitung des Komponisten aufgeführt und erlang stürmischen Erfolg. —

— Eine neue Operette von Henberger, „Der Sechshundertzug“, fiel im Theater an der Wien bei der Erstaufführung ab. —

— An Stelle des verstorbenen Bertrand soll Victor Capoul Mitdirektor der Pariser Großen Oper werden. Capoul war in den siebziger Jahren der gefeierte Heldentenor der Romischen Oper und wurde durch Konzert-Reisen in fast allen europäischen Großstädten bekannt. Zuletzt hat er in New York ein Konservatorium geleitet. —